

In welcher Stadt wollen wir leben?

Performacity Das Festival in der Kaserne stellt den Blick infrage, den wir auf Altbekanntes werfen



Audiowalks laden während des Festivals «Performacity» dazu ein, die alltägliche Umgebung in Basel neu zu erfahren, etwa mit der Stadt-Performance «Walking the City».

VON SUSANNA PETRIN

Wenn man sich selbst vom Welt- raum aus als kleinen Punkt auf der Erde herumwuseln sieht, dann kann diese Astronautenperspektive die eigenen Probleme relativieren. Kulturwissenschaftler Imanuel Schipper befürwortet eine zeitlich verschobene Perspektive auf uns selbst: den Blick aus der Zukunft zurück aufs Heute, das dann Vergangenheit sein wird. «So wie wir unser Zusammenleben gestalten, wie wir unsere Städte bauen, planen und organisieren, so wird unsere Kultur über Generationen hinaus geprägt», sagt er.

Wir sollten uns also gemäss Schipper öfter fragen: «Wie und woran wollen wir erinnert werden? Was für eine Kultur von morgen möchten wir uns geben? Was kann die Kunst für die Gesellschaft tun?» Das von Imanuel Schipper und der Kaserne Basel kuratierte «Performacity», eine Art Festival der künstlerischen Interventionen im öffentlichen Raum, soll dazu anregen, über solche Fragen nachzudenken.

Keine Gedankensprünge nötig

«Performacity» beginnt heute in Basel und dauert bis zum 14. Juni. Es bietet Stadtinterventionen und Audiowalks europaweit bekannter Performance-Künstler, ein alternatives

Stadtarchiv sowie zum Abschluss eine zweitägige Konferenz mit bekannten Rednern – etwa der Soziologin Saskia Sassen, dem Sozialwissenschaftler Harald Welzer und der Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann.

Es braucht nicht unbedingt grosse Gedankensprünge oder extreme Perspektivenwechsel, um die Umwelt neu wahrzunehmen. Manchmal reichen kleine, aber effektvolle Veränderungen, um einiges auszulösen. Zum Beispiel wenn einer auf einem öffentlichen Platz eine Glasbox mit einem lebendigen Menschen drin aufstellt, einer nackten alte Dame oder einem dunkelhäutigen Akrobat.

Dries Verhoeven tut das in seiner Installation «Ceci n'est pas...», die ab heute täglich von 15 bis 20 Uhr auf dem Claraplatz zu sehen ist. Der niederländische Künstler möchte Passanten so mit Themen und Menschen konfrontieren, die am Rande der Gesellschaft stehen und in der Öffentlichkeit kaum sichtbar sind.

Ebenfalls für den Claraplatz interessierte sich die Performance-Gruppe Gob Squad. Vor drei Jahren stellten die Spieler hier den Passanten grosse Fragen: über Liebe, Freundschaft, Freiheit, das Scheitern, den Tod – und Kaugummi. Was dabei her-

auskam, hat die Gruppe in einer filmischen Performance festgehalten, die nun am 12. und 14. Juni in der Kaserne gezeigt wird. «Wer diese gesehen hat, wird den Claraplatz nie mehr so wahrnehmen wie zuvor», verspricht Tobias Brenk, Dramaturg an der Kaserne Basel.

Man muss kein Raumplaner oder Architekt sein, um sich eine Stadt zu eigen zu machen. Auch mit persönlichen Erlebnissen können wir einen Ort für uns erobern. «Wir überschreiben ihn mit einer neuen sinnlichen und emotionalen Narration», sagt Schipper. Ein Audiowalk wie «Lest We See Where We Are» – ab heute bis 15. Juni fängt er alle 20 Minuten für einen Zuschauer beim Café Florida

«Wir überschreiben einen Ort mit einer neuen sinnlichen und emotionalen Narration.»

Immanuel Schipper, Kurator

an – kann dabei helfen, Plätze neu wahrzunehmen und mit anderen Bildern zu verknüpfen. Die Stadt zur eigenen Bühne macht schliesslich die auch mit einem Audioguide geführte Performance «Walking the City».

Wie nehmen wir die Stadt wahr und warum? Wie erinnern wir Basel? Wo rührt uns Basel? Verschiedenste Bewohner Basels wurden gebeten, Sachen oder auch Worte, Ideen und Träume zusammenzutragen zu einem alternativen, künstlerischen Stadtarchiv. Was dabei herauskam,

können sich alle Basler bis zum 14. Juni in der Kaserne ansehen.

Das Festival «Performacity» wird via «Shared Space» von Pro Helvetia mitfinanziert und ist Teil von «Second Cities», einem Zusammenschluss mehrerer Theaterhäuser aus mittelgrossen europäischen Städten, in denen die meisten dieser Performances in jeweils angepasster Form schon stattgefunden haben. Basel ist via Kaserne Basel eine Partnerin dieses EU-Netzwerks, an dem sich unter anderem auch die polnische Stadt Krakau oder das niederländische Utrecht beteiligen.

Abstimmung formt Zukunft

Als Folge der «Masseneinwanderungsinitiative» ist die Schweiz nicht beim Kulturförderprogramm «Creative Europe» dabei, was die künftige Zusammenarbeit etwas erschwert. «Aber das steht der Kunst bei diesem Festival nicht im Weg», betont Schipper. Das Abstimmungsergebnis aber fange bereits an, unsere Zukunft zu formen. «Ausländische Mitbewohner unserer Städte – also Mitgestalter der Kultur von morgen – spüren die Folgen. Wie wir heute zusammen leben, prägt die Kultur der Zukunft, die Kultur unserer Kinder.» Können wir das später gewollt haben?

Kongressprogramm und Karten für die Performances: www.performacity.net sowie auf www.kaserne-basel.ch

Da muss sogar der Chef weinen

VON ANJA WERNICKE

Jedes Stück im Programm des letzten Abokonzerts der Saison des Sinfonieorchesters Basel barg ein kleines Wunder – und das aus den unterschiedlichsten Gründen. Zum einen war da das renommierte Klavierduo der Labèque-Schwester. Ihr gefühlsvolles, stets wachsame und neugieriges Spiel vermittelt den Eindruck, sie würden die Musik immer wieder neu entdecken und sich darüber wundern. Dann die poetische Uraufführung von Jost Meier, die den Zuhörer in eine assoziationsreiche, fantasievolle, ja wundersame Welt führte. Weiterhin «Les mariés de la Tour Eiffel», dessen Entstehungsgeschichte als einziges Werk des Komponistenkollektivs «Le groupe de six» einen noch heute wundert. Und schliesslich die «Rosenkavalier-Suite» von Richard Strauss, bei der sich der Chefdirigent Dennis Russel Davies nach eigener Aussage während einer Probe über sich selbst wunderte, als ihm plötzlich die Tränen liefen.

Delikatessen aus Frankreich

Doch das wirkliche Wunder ist, dass ein solch heterogenes Programm überhaupt vom Sinfonieorchester Basel gespielt wird. Das ist eine starke künstlerische Profilierung, ohne dem Publikum seine Leckerbissen vorzuenthalten. Wolfgang Amadé Mozarts Konzert für zwei Klaviere in Es-Dur, KV 365 (1779), gespielt von Katia und Marielle Labèque, war zweifelsohne eine solche Delikatesse. Das Werk entstand kurz nach dem



Komponist Jost Meier.

Tod der Mutter Mozarts und ist trotzdem alles andere als Trauermusik. Gabriela Kägi fragte sich in ihrer Konzerteinführung, wie das eigentlich zusammengehe. Die Interpretation der Labèque-Schwester schien darauf zu antworten, denn sie war bei aller Spritzigkeit sanft, fast tröstend und dynamisch eher zurückhaltend. Nur an wenigen Stellen brachen sie ins Fortissimo aus. Eine Lieblichkeit überzog, die vor allem in den dialogischen Passagen im zweiten Satz wie aus einem Guss wirkte. Dass sie auch fordernder spielen können, bewiesen die Französischen im dritten Satz. Stets ohne Härte war die Musik hier von einer meisterlichen Musikalität durchpulst, die das Werk förmlich zum Schwingen brachte.

Deuten soll das Publikum

In «Fiktive Szenen für Orchester» hat Jost Meier eine Bandbreite an Stimmungen, mal aufgeregt hell, mal düster erschlaffend, eingebaut, die von einer grossen romantischen Geste überspannt sind. Die musikalischen Ideen innerhalb der kleineren Einheiten folgen jedoch teilweise wild aufeinander und scheinen keiner Kausalkette zu gehorchen, was wiederum eher einer zeitgenössischen Tonsprache entspricht. Die Deutung seiner Musik überlässt der 75-Jährige aus Solothurn, der vor allem mit Opernkompositionen bekannt geworden ist, dieses Mal ganz dem Publikum. Das Stück entstand im Rahmen des Pro-Helvetia-Projekts «Euvre Suisse», das die Schaffung von neuer Orchesterliteratur fördert und zwischen 2013 und 2016 die Uraufführung von insgesamt 33 neuen Werken in der ganzen Schweiz veranlasst.

Eine Ode an die besseren Hälften der Stones

Theater Das Produktions-Kollektiv «prost x zeit» singt im Theater Roxy mit «Some Girls» eine lasche Rockballade für die Rolling Stones und ihre Frauen.

VON ELENA MANUEL

Uschi Obermaier, Anita Pallenberg, Marianne Faithfull und L'Wren Scott haben einiges gemeinsam: Sie waren allesamt Liebhaberinnen eines Stones, versanken einstweilen im Drogensumpf und sorgten immer wieder für schlüpfrige Schlagzeilen. Egal, wie erfolgreiche Faithfulls Karriere verläuft, egal, wie viele Stars und Sternchen Scotts Kleiderkollektionen tragen – immer wieder werden sie mit den Stones in Verbindung gebracht und auf ihre Begegnung mit den Rocklegenden reduziert. Das Produktions-Kollektiv für The-

aterformate «prost x zeit» baut in «Some Girls» ein Museum für die in Vergessenheit geratenen Liebhaberinnen, Musen und Mütter der Band.

Die Sammlung, die uns die Schauspielerinnen Nora Vonder Mühl und Kathrin Veith in weissen Hosenanzügen präsentieren, umfasst stolze neunzig, mit Namen beschriftete Höschen. Sie liegen auf unterschiedlich hohen Podesten auf der Bühne und werden den jeweiligen Bandmitgliedern zugeordnet. Unschwer lässt sich erraten, wer am meisten Schlüpfers in seinem Sektor hat: Breitmaulfrisch Mick Jagger natürlich.

Ob bekennendes Groupie oder Mutter eines Stones-Mannes, die Macher von «Some Girls» erkennen in diesen Frauen ein problematisches gesellschaftliches Phänomen. Neben eigensinnigen und starken Persönlichkeiten fallen immer wieder Frauen auf, die entgegen ihrer äusserli-

chen Erscheinung das tradierte Rollenbild weiterführen. Marianne Faithfull wird zum sexuellen Lustobjekt und schiebt im Drogenrausch einen Mars-Riegel in sich hinein. Jagger hinterlässt unzählige alleinerziehende Mütter. Pallenberg muss sich gleich mit drei Kindern von Richards zurechtfinden. Würstchen braten und Knöpfe annähen sind alltägliches Programm des weiblichen Feldes der Männer. Von Emanzipation keine Spur. «Wie kann man da die Rocker noch cool finden, wenn sie widerwertige, frauenausbeutende Machos sind?», quengelt Nora Vonder Mühl zu Recht enttäuscht.

Abgelöschte Dialoge

Das Regie-Duo Michael Steiner und Andy Tobler lässt die beiden Schauspielerinnen humorvoll in lockerer Mundart Anekdoten von den Stones wiedergeben und erntet dafür

herzliche Lacher aus dem Publikum. Die beiden Fans oszillieren zwischen bekennder Abneigung und schwärmerischer Hingebung, mimen dank unzähliger Perücken fleissig die nenenswertesten Figuren, bleiben allerdings an oberflächlichen Aussagen kleben. Der Gegenüberstellung der alt gewordenen Marianne Faithfull und Anita Pallenberg mangelt es an Fantasie. Das wirkt auffallend abgelöscht. Die beiden scheinen sich nichts zu sagen zu haben: Marianne hat eine Karriere, Anita einen Schrebergarten, und damit hat es sich.

Die vielen technischen Pannen, Versprecher und falsche Töne erwecken zuweilen den Eindruck von grosser Hilflosigkeit. «prost x zeit» hat zu viel versprochen: Philosophisch und kritisch war es nicht.

Theater Roxy, Birsfelden, heute und morgen jeweils um 20 Uhr.